

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 183.

Donnerstag, 16. Juli.

1931.

Derby / Roman von Ernst Klein.

(4. Fortsetzung.)

Ludwig übernahm die Führung und schlug sogleich die Richtung auf den Fohlenstall ein, da die Zweijährigen alle bereits besichtigt waren und er es nicht für nötig hielt, den Besuchern zu verraten, daß Mai-könig und noch drei andere in ihren Boxen versteckt waren. Die Mutterstuten waren auf der Koppel draußen, ebenso auch Dave King und Black Peter, von denen jeder ein Quartier für sich hatte. Auch der blinde Iduna wurde ein Besuch abgestattet, und Edith Marvin geriet außer sich vor Entzücken und Mitleid, als sie das Tier auf den Ruf Reiffenbergs herankommen sah.

„Die ist wohl ihr Gnadenbrot“, fragte sie.

„Gnadenbrot? Nein. Gnadenbrot würde heißen, daß ich ihr etwas schenke. Das ist es nicht. Sie hat mir ein paar sehr gute Pferde gebracht, und ich fühle mich daher ihr gegenüber verpflichtet. Das ist alles, Fräulein Marvin.“ Wieder blickte sie ihn an.

„Wissen Sie, ich möchte Sie am liebsten pressen und in mein Herbarium legen“, sagte sie. „Sie sind doch die merkwürdigste Pflanze, die mir bis jetzt vorgekommen ist. Sind Sie wirklich ein Mann mit Gefühl oder tun Sie nur so?“

„Ich bemühe mich, bei meinen Kunden den besten Eindruck zu machen. Im übrigen haben Sie ja selbst gesagt, daß man die Tiere um ihrer selbst willen lieben muß. Ich muß offen gestehen, ich weiß nicht, ob Sie das im Ernst oder im Scherz meinten.“

„So, habe ich das gesagt? Nun, dann werde ich es wohl auch ernst gemeint haben. Ich habe auch die Tiere lieb. Allerdings bin ich nicht Besitzerin eines Gestüts, und die Tierwelt, die mich umgibt, besteht aus einem Griffon und einem Papagei. Aber wenn Sie mich ehrlich fragen, so muß ich Ihnen gestehen, daß mir die beiden lieber sind als die ganze Gesellschaft — nun zum Beispiel die Gesellschaft, in der Sie mich neu-lich getroffen haben.“

Das Frühstück, das alle nachher im Schlosse vereinigte, war ein Succes. Edith Marvin fand Gnade vor den Augen Liesels, die ihr gegenüber nicht die Scheu zeigte wie vor der schönen Frau Roy. Im Gegenteil! Das Kind bekundete die lebhafteste Sympathie für das junge Mädchen, und da es gewöhnt war, mit seinen Gefühlen nicht hinter dem Berge zu halten, kletterte es ohne weiteres auf den Schoß Ediths und ließ sich dort häuslich nieder.

„Sie mag ich leiden“, erklärte es. „Sie sind ganz anders wie die Dame, die gestern bei uns war.“

„Aber Liesel!“, rief Reiffenberg, „die Dame war doch gestern auch sehr nett zu dir.“

„Ich mag sie aber nicht, und dieses Fräulein da mag ich. Die soll immer bei uns bleiben.“

Reiffenberg sah mit Erstaunen, daß sogar ein so modernes und so überlegenes junges Mädchen wie Edith rot werden konnte, sobald sich die Gelegenheit ergab, sich auf diese urweltliche Art als echte Tochter Ervas zu erweisen.

Nach dem Frühstück verschwand Edith mit Liesel in deren Zimmer hinauf, um die Mucki und die Kinder zu bewundern, während die Herren sich im Rauchzimmer niederließen und in eine schwere Schlacht über

(Nachdruck verboten.)

den Kaufpreis stürzten. Eine ganze Stunde ging das Ringen hin und her, das eigentlich mehr von Marvin und Ludwig geführt wurde, bis man sich schließlich auf zweiundzwanzigtausend Mark rund einigte. Winkfield hatte zuletzt überhaupt kein Wort mehr gesprochen; ihm war diese Art des Feilschens ebenso zuwider wie Reiffenberg.

Nach dem Tee fuhren die Gäste fort.

„Nun, hat mein teurer Vater Sie ordentlich hochgenommen?“, fragte Edith, als sie in das Auto stieg. „Ich hätte Sie schon vorher warnen sollen.“

„Er hat sein möglichstes getan. Aber Geld ist eben Geld, liebes Fräulein.“

„Ich habe mit Liesel besprochen, daß sie mich nächstens in Berlin besucht. Sie haben doch nichts dagegen, Herr Baron?“, rief sie noch, während der Chauffeur schon die Decke über sie und Marvin breitete.

„Gewiß nicht. Meine Tochter ist bereits so selbstständig, daß ich an ihren Entschlüssen nichts mehr zu ändern habe. Aber Sie müssen sie dann auch hier besuchen!“

„Vielleicht!“

Das Auto glitt langsam die Rampe hinunter, bog in die Allee ein, die zum Parktor führte und verschwand dann auf die Straße hinaus.

4.

Am nächsten Abend traf die telegraphische Antwort auf Reiffenbergs Anfrage aus Wien ein:

„Janos Barady, von 1911 bis 1916 Fahrer für Graf Ronay. Ab 1916 für verschiedene Ställe tätig. Im Derby 1917 wegen auffälligen Versagens Favorits vor Richter gerufen, konnte nicht genügende Aufklärung geben, wurde mit Lizenzentziehung auf ein Jahr bestraft und ging nach Amerika.“

„Nun, das konnte auch schlimmer sein“, meinte Ludwig, als Reiffenberg ihm die Depesche zeigte. „Weiß Gott, vielleicht ist der arme Teufel unschuldig zum Handkuf gekommen. Nun, wir werden ihn ja selbst sehen.“

Janos Barady präsentierte sich ernst, wortkarg und beinahe unfreundlich. Seine Augen, die etwas zu nahe aneinanderstanden, blickten immer wo anders hin, wenn er mit jemand sprach.

Aber er schien sein Handwerk zu verstehen. Als man ihm und Frau Roy die beiden Pferde, die sie ausgesucht hatte, vorführte, machte er nicht viel Worte.

„Kann ich sie einmal fahren?“, fragte er.

Man spannte zuerst den Blaubart und dann Blumenmädel ein.

„Die Stute ist besser als der Hengst“, lautete sein Urteil nachher. „Ich glaube, aus der kann man etwas machen. Haben Sie noch andere Pferde gesehen, gnädige Frau?“

„Ich glaube so ziemlich alles, was der Herr Baron hat“, antwortete sie.

„Könnte ich sie auch einmal zu Gesicht bekommen?“

Reiffenberg hatte nichts dagegen und führte ihn herum. Selbstverständlich war der Ungar von Mai-könig begeistert, wenn er auch in seiner Verschlossenheit

keine großen Tiraden über den Hengst hielt. Ein Kopfnicken, das war alles.

„Erste Klasse“, sagte er, „der muß mindestens 27,2 gehen.“

„Erraten! 27,4 hat er bis jetzt gezeigt, aber ich glaube, man kann noch ein gutes Stück mehr aus ihm herausholen“, antwortete Ludwig, in dessen Gesicht Baradys sachmännische Art sich immer mehr festsetzte. Ihn ging die Moral des Mannes nichts an. Vom Pferde muß er etwas verstehen, sonst könnte er sonst wegen Einbrecher oder Mörder sein.

Barady sah auch Isabel.

„Ein Falbe? Sehr selten. Nun, wenn sie ebenso gut wie schön ist, alle Achtung!“

„Leider ist sie nur ein Blender“, erwiderte Reiffenberg. „Sie kann gehen; ich glaube 27,8 hat sie schon gezeigt; aber sie ist nervös, es ist nichts mit ihr anzufangen.“

„Haben Sie sie richtig ausbalanciert?“

„Wir haben schon alles mögliche mit ihr probiert. Es ist nutzlos. Wissen Sie, Herr Barady, sie hat Ludmilla blut.“

Barady blickte auf. Zum ersten Male schien in seine ausdruckslosen Augen mehr Erregung zu kommen.

„Ludmilla?“, rief er halblaut. „Die war schon etwas wert, ich selbst habe sie gefahren. Allerdings es ist kein anderer mit ihr fertig geworden als ich selber. Würden Sie, Herr Baron, einmal erlauben, daß ich mein Glück mit dem Falben versuche?“

„Warum nicht!“

Isabel wurde eingespannt. Unruhig trat sie von einem Fuß auf den anderen, warf den Kopf hin und her und ließ die Ohren tanzen.

„Ganz genau so wie ihre Großmutter“, murmelte Barady, der dabei stand und mit Kennerblick dem Vorgang zuschaute. „Ich würde ihr den Sattel nicht so scharf anlegen. Die Blinks lassen Sie ruhig weg, ich halte nicht viel von dem Zeug.“

Isabel stand nun im Sulk. Er trat zu ihr hin und ergriff sie am Zügel. Sie zuckte, wie es ihre Art war, zuerst zurück, aber er begann in leisen, kaum verständlichen Worten zu ihr zu sprechen, streichelte ihr die Rüster, fuhr ihr lieblosend über die Haare, bis sie endlich still war.

Dann schwang er sich in den Sattel, fuhr zur Bahn hinaus. Die anderen, Reiffenberg, Frau Kitty und Ludwig liefen hinter ihm her. Er sah sich nicht nach ihnen um.

Als sie auf die Bahn hinaustamen, war Isabel gerade dabei, ihre allerschönsten Künste zu produzieren. Sie stand regelrecht auf den Hinterbeinen und haute mit den Vorderfüßen wilde Löcher in die Luft. Es gehörte schon eine besondere Geschicklichkeit dazu, bei diesem Höllentanz auf dem Sulk zu bleiben, und Barady bestätigte seinen Fuß als Fahrer gleich bei der ersten Gelegenheit. Er ließ die Stute ruhig austoben. Als sie nach dem Step-dance im wilden Galopp davonraute, ließ er sie rennen, bis sie genug hatte. Nach der halben Bahn wurde sie ruhig und verfiel von selbst in einen Trab. Als er sie etwas schneller gehen lassen wollte, sprang sie wieder an; sofort ließ er ihr den Willen. Noch einmal fuhr sie in die Höhe — dann fiel es ihr, zu zeigen, was sie wirklich konnte.

Barady brachte sie langsam zum Stehen und wendete sie zurück.

„Was haben Sie gesagt, Herr Baron, ist die Zeit? 27,8?“

„27,8!“

„Ich will Ihnen was sagen, Herr Baron, der Mailkönig gewinnt Ihnen das Derby, aber dieses Pferd da kann dem Mailkönig hundert Meter vorgeben. Ich kann Zeit abschätzen. Sie ist den letzten Kilometer höchstens 1,26,9—1,27 gegangen!“

„Ich habe Ihnen ja gesagt, daß sie etwas kann, nur will sie nicht!“

Barady gestattete sich überraschenderweise den Luxus eines Nuckelns und warf einen raschen Blick auf Kitty Roy.

„Ich glaube, daß sie wollen wird. Sie ist vor allen Dingen nicht gut ausbalanciert. Haben Sie eine Schmiede hier, Herr Baron?“

„Natürlich!“

„Dann möchte ich mir erlauben, die Eisen für Isabel selbst zu machen. Ich glaube, ich weiß, was ihr fehlt.“

Reiffenberg befragte Ludwig durch einen Blick, und dieser antwortete auf dieselbe Weise.

„Ich wäre Ihnen dankbar“, sagte Reiffenberg dann zu dem Ungarn, der sich gleichmütig eine Zigarette zu drehen begann, „wenn Sie das versuchen wollten. Ich sehe, Sie sind ein Fachmann, von dem wir hier alle etwas lernen können. Die gnädige Frau war so liebenswürdig, mir Sie als Fahrer vorzuschlagen —“

Barady preßte die Lippen aufeinander und blickte zu Boden.

„Ist Ihnen bekannt, Herr Baron, daß ich in Wien eine Geschichte gehabt habe?“, fragte er trozig und verbissen.

„Jawohl, die gnädige Frau hat sie mir mitgeteilt. Aber ich glaube, sie ist kein Hindernis dafür, daß ich Ihnen die Lizenz hier verschaffe. Wollen wir es also zusammen probieren?“

Ein tiefer Seufzer hob die Brust Baradys. Er warf die Zigarette fort und zertrat sie mit dem Fuß. Dann blickte er zu Isabel hin, die gerade von einem Burtschen in den Stall geführt wurde.

„Wir werden das nächste Derby zusammen gewinnen, Herr Baron“, sprach er langsam.

„Ich bin glücklich, daß Sie Barady engagiert haben“, sagte Kitty Roy, als sie am Abend mit Reiffenberg beim Souper im Adlon saß. Er hatte sich nach dem Dejeuner von ihr in die Stadt locken lassen, und nun feierte sie das glückliche Ereignis des Tages.

Kitty war schöner denn je. Sie trug ein schwarzes Spitzenkleid, dessen Ausschnitt bei aller Dezenz das klassische Ebenmaß ihrer Arme und Büste zeigte. Gewiß — die Kunst hatte hier und da nachhelfen müssen, das eine und das andere Fältchen in dem schönen Gesicht verschwinden zu lassen, aber so geschickt, so raffiniert, daß der Zauber ihrer reifen Schönheit dadurch nur noch erhöht wurde. Als Reiffenberg mit ihr durch den kleinen Saal schritt, verstummte jedes Gespräch, und die Blicke aller folgten ihr.

„Sie werden doch erlauben, Herr Baron, daß Barady neben Ihren Pferden auch noch die meinigen fährt?“, fragte sie. „Ich habe sie bis jetzt bei Stelzhammer gehabt, aber wenn Barady auf die Bahn kommt, gibt es für mich keinen anderen Fahrer.“

Er war dabei, die Champagnergläser zu füllen, und begnügte sich, nur mit einem leisen Nicken zu antworten. Sie stießen an, und ihre Augen bohrten sich in den seinigen fest; ließen ihn nicht los, bis sie die Gläser niederlegten.

„Sie werden sehen“, fuhr sie fort, „daß es sich lohnt, Barady vertraut zu haben. Er ist ein Fanatiker geradezu. Für ihn gibt es nur eins: Wenn das Pferd eine Chance hat, diese Chance auszunützen. Aber wir, Sie und ich, werden Geld machen, viel Geld. Wir werden die Buchmacher, diese Barde, ausplündern. Ich bin der Gesellschaft eine Revanche schuldig.“

Auf die Gefahr hin, als Pharisäer vor Ihnen zu erscheinen, muß ich gestehen, daß ich nicht wette, gnädige Frau“, sagte er langsam, sich beinahe schämend. „Wissen Sie, ich bin ein bißchen altmodisch. Ich will, daß meine Pferde ihre Rennen gewinnen und mir die Preise nach Hause bringen. Geld darauf setzen — nee!“

Sie lachte, zeigte zwischen den roten Lippen ihre weißen Zähne. Reiffenberg glaubte nie schönere gesehen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Lord Byron fährt nach Griechenland.

Erzählung von Kasimir Edschmid.

In dem Jahre, da Byron sich entschloß, statt Bücher zu schreiben, Griechenland mit einer Division Soldaten zu befreien, nahm er Fühlung mit dem englischen Komitee, das sich zum gleichen Zwecke gebildet hatte und ihm nach Genua, von wo er aufbrach, eine Druckerpresse sandte, um an Ort und Stelle Aufrufe an eine Nation zu verfassen, die zu vier Fünfteln nicht lesen konnten.

Georgy Byron rüstete ein Schiff aus und fuhr mit einem Stabe von englischen Offizieren, darunter Captain Brown und Trelawney und dem italienischen Grafen Gamba, dem Bruder seiner Freundin Theresie Guiccioli, nach Cefalonia, dem Hauptpunkt der Inselgruppe, die sich von den Türken schon abgelöst hatte und unter englischen Protektorat eine jonische Republik bildete.

Hier blieb Byron, angesichts des Festlandes und Missolonghi, dem von den Türken fast umzingelten, bedrohtesten Punkte Griechenlands, Monate, um die Verhältnisse so genau zu studieren, wie Napoleon es nicht reisslicher und wie Cäsar es nicht entschlossener getan hätte.

Erst als er die Strategie der Situation ganz überseh, entschloß er sich nach Missolonghi zu fahren. Gamba und Brown fuhren auf einem Transportschiff mit Pferden, Munition und Kanonen, Byron reiste auf dem „Mistico“ mit Trelawney unter neutraler jonischer Flagge. Wegen der kreuzenden türkischen Flotte mußten sie einen Riesenumweg um die Insel Bante herum machen und tief südlich unter Missolonghi halten.

Als sie die Westküste des Peloponnes auf Missolonghi zu ansteuerten, stand Trelawney auf der Brücke und beobachtete unausgesetzt das Meer. Plötzlich nahm er das Glas von den Augen „Versucht. Wie heißt die Halbinsel?“

„Clarentsa“, sagte der Kapitän, der gerade vom Hinterdeck kam.

Sie sahen um die Spitze der Bucht einen flachen Schatten schießen.

„Wollen Sie mir Ihr Glas einen Augenblick leihen?“

„Was ist es, Kapitän?“

Der Kapitän stand breitbeinig da und visierte langsam und ohne Eile. „Nichts Besonderes.“ Er ging nach dem Hinterdeck und sprach eine Weile auf die Schiffsteleute ein. Daraufhin arbeitete plötzlich der Mann am Ruder wie ein Tobsüchtiger. Viele Signale knatterten zu gleicher Zeit. Dann brach ein Rudel von zwanzig Matrosen über das Deck.

Georgy kam die Treppe von seiner Kajüte heraus.

„Ich nehme an, Lord Byron, daß wir einem Türken in die Arme laufen“, sagte Trelawney, „obwohl der Kapitän uns einen Schwindel vormacht.“

„Wenn es Türken sind, wette ich, daß sie sich um unsere jonische Flagge so wenig wie um mein Sackgut kümmern.“

Das Schiff wendete mit aller Kraft. Währenddessen stand ein Matrose an der Reling und gab mit zwei Flaggen Signale nach dem Transportschiff.

„Arme Kerle“, sagte Byron, der an Gamba und Brown dachte. Das Lastschiff machte verzweifelte Anstrengungen, zu stoppen und herumzulegen.

„Glücklicherweise haben sie nur achttausend Dollar bei sich.“

„Und ihre Haut, Trelawney.“

Er war ziemlich sicher, daß jenes Transportschiff nicht rasch genug herantam. Der Türke schoß wie ein Sandhai auf das schwere Boot zu. Man konnte im Glas die weiße Säule sehen, die sein Bug vorn aufwarf.

Der Kapitän maß dauernd den Abstand zwischen dem „Mistico“ und dem türkischen Kanonenboot. Als er Byron sah, kam er auf ihn zu. „Ich halte jetzt Kurs auf Cefalonia. West-Nord-West. Wenn wir Glück haben und der Türke nicht aufkommt, kann ich in zwei Stunden wieder nach Osten umschlagen lassen. Das heißt, wir machen dann geraden Kurs auf Missolonghi.“

„Sie sind doch aus Jthata?“

Der Kapitän nickte.

„Ich hoffe, Sie sind sich klar, was auf dem Spiele steht.“

Der Grieche nickte.

Der Türke feuerte jetzt ein paar Schüsse ab. Sie konnten sehen, wie das Lastschiff beidrehte. Das Kanonenboot hielt sich aber nicht dabei auf, sondern setzte die Verfolgung des „Mistico“ fort. Nach einer halben Stunde zeigte es sich jedoch, daß es zurückwich. Es drehte auch bald um und fuhr wieder auf das Transportschiff zurück, mit dem es östlich in den Golf von Patras verschwand.

Georgy ging mit einer Falte auf der Stirn hin und her. Die Muskelbänder um sein Kinn strafften sich.

„Wenn sie die Munition nicht hätten, wäre es nur ein netter Ausflug“, meinte Trelawney.

„Was meinen Sie, Kapitän“, fragte Georgy stehen bleibend

und den Griechen fest mustern, „werden die da die Flagge auf dem Flaggschiff respektieren?“

„Kann sein, Sir“, erwiderte der Kapitän, „es hängt von ihren Launen ab.“

„Vielleicht rettet sie die Druckerpresse“, meinte Georgy grimmig. „Sie ist nämlich nicht verpakt.“

Nach einer Stunde wurde der Wind sehr heftig. Sie waren, ziemlich östlich, gegen Abend auf der Höhe von Patras, genau auf der Mitte des 38. und 39. Breitengrades, am Eingang des Kanals von Korinth. Missolonghi lag östlich nicht weiter als dreißig oder vierzig Meilen. Sie konnten die Küste über dem Blau der Bucht sehen, hingemalt aus einem Pfirsichrosa, das der Sturm nicht im geringsten trübte. Die Bergspitzen standen zu Hunderten scharf und leicht über dem Festlande in der Höhe. Dazwischen lagen breite Schneehäupter. Als Byron sich umwandte, sah er über dem grünen Küstenland des Peloponnes den breiten Schneerücken des Olymp.

Das Schiff kämpfte bei strahlendem, metallisch klarem Himmel mit einem Wind von Stärke acht, der ihm einen Horizont von kurzen, hohen Wellen entgegenwarf. Nach einiger Zeit wurde es so weit gegen die Küste getrieben, daß der Kapitän wieder wenden ließ.

Die Sterne kamen dicht herunter, das Schiff schien in einem Saal zu fahren.

„Am Tage werden Sie jetzt Missolonghi sehen können, Sir“, sagte der Kapitän, „aber hol mir der Teufel diese Fahrt, ich muß jetzt wieder davon abhalten, sonst sind wir morgen auf die Klippen gespießt.“

Der „Mistico“ schaffte sich in einem Hafen um die Schärenwände herum, mit denen die kleinen Fjorde gespidt waren, und suchte nördlich eine kleine Bucht, in die er wie ein Spielzeug hinein bugsiert wurde. Der Wind blies drei Tage lang, ohne sich zu ändern. Sie lagen vor Anker und langweilten sich.

Byron machte sich die Sorge um das Schicksal Gambas und der anderen Leute auf dem Lastschiff. Es war doch eine traurige Geschichte, daß er, wo er die griechische Sache nun fest angepakt hatte, so lächerlich in einen kleinen Fischerhafen gesetzt wurde; heftiger als je im Leben empfand er die Hilflosigkeit der Lage. Er vermochte Gamba nicht zu helfen und konnte nicht weiter. Er hatte gelernt, abzuwarten und eine bestimmte begrenzte Untätigkeit ruhig zu ertragen. Aber er hatte nicht gedacht, wie viel schwerer es war, Geduld zu bewahren, wenn man Verantwortung für Sachen und Menschen trug.

Am vierten Tage konnte der „Mistico“ endlich auslaufen, ohne von der tolen See an die Klippen geworfen zu werden. Nach einer Stunde kam ein Kanonenboot in die Nähe und wechselte Signale. Sie kreuzten eine Weile mit ihm südlich, bekamen aber auf einmal wieder heftigen Wind, diesmal vom Lande. Der „Mistico“ wurde kurz vor der Einfahrt an eine Sandbank gedrängt und blieb dort eine Nacht hängen.

Erst am nächsten Morgen kam ein Rutter, in dem Gamba und Brown saßen, die von den Türken freigelassen worden waren, und eine Stunde später betrat Byron, tief aufatmend, endlich und endgültig den Boden Griechenlands, auf dem er ein Vierteljahr später sterben mußte.

Gewitter.

Von Gertha von Gebhardt.

Als ich schlafen ging, hatte der Abend sich merklich abgekühlt. Ich war nach dem ganzen Tag schlappen Herumliegens und Eisgetränkchlürfens noch ein paar Mal ums Hotel gestrichen, ebenso weit gerade als seine freundlichen Lichter leuchteten, und schluderte nun am Fenster noch ein paar Jüge Abendluft. Die Wiesen waren gemäht, es roch herb und süß nach vergossenem Saft des Grases, über dem schwarzen Wald stand unschuldig und blaunt schon der Mond. Ganz hinten im Wetterwinkel wölkte sich am fahlverhenden Himmel ein Schemen, wie Rauch eines fernen Schiffes sah das aus — Gott weiß, wohin es will — die Welt ist groß.

Aber der Rauch muß wohl näher über Land gezogen sein und den Horizont überdacht haben, guckstern, bid. Das Welt hat lange gewährt, es ist wohl tief in der Nacht, als ein durchs Zimmer geisternder Blick mich aufweckt. Ich mache Licht. Meine Uhr zeigt halb zwei. Was Gewitter — ich will doch schlafen — und ich schließe die Augen wieder. Da grollt noch weit weg, aber schon drohend der Donnerlaut, der, immer noch so unbegreifbar wie in der Kinderzeit, zu diesem Blick gehört, mit ihm eins war, der doch schon nicht mehr ist.

Genau so einfach ist vielleicht alles, denke ich, schon halb wieder im Schlaf. Auch der Tod wird so sein. Der gesprochen Laut zittert noch lang, auch wenn das Antlitz verblaßt ist, das ihn sprach. Das Wesen füllt noch die Räume aus, auch wenn das Licht sich längst gebrochen hat.

O aber dieser Donner ist kein gutes Wesen. Er schütte grelle Zadenflammen voraus, immer mehr und mehr, nun geht das schnell, man unterscheidet nicht mehr, welcher Schlag welchem Leuchten

gefolgt ist, eins ist am andern, es sind ein paar Gewitter auf einmal, man hört es deutlich.

„Es sind ein paar Gewitter auf einmal . . .“ Der sagte das doch gleich? Plötzlich sehe ich mein Kinderschlafzimmer vor mir, das vielsenftige im Turm, denn damals hatten die Häuser, wenn sie schön waren, Türme, um die winters der Sturm heulte und wo im Sommer die Blitze durch alle Luten zuckend hindurchleuchteten. Das war genau so eine schreckliche Nacht damals, und ich sehe mich in Rosas Bett, zu der ich gesüchtet bin, weil mein eigenes Bettchen aus Eisen ist und Rosa gesagt hat: „In eiserne Betten schlägt der Blitz am liebsten.“ Marie sitzt auch da auf Rosas Bettkante, ist aus ihrer Kammer zu uns heraufgekommen, sie hat ein Taghemd an und eine flanelle Nachtjade darüber, so hab ich sie noch nie gesehen, sie ist gar keine Köchin mehr. „Es sind ein paar Gewitter auf einmal“, sagt Rosa, und dann unterhalten sie sich über Wetter und Blitzschläge, und wie es eine Kuh beim Kalben getroffen hat und einmal ist ein Rigeuner verloscht unter einer Eiche gefunden worden, aber durch einen andern Mann aus Marias Heimat ist der Blitz bloß durchgefahren, und es hat ihm gar nichts gemacht. Es ist sehr graulich und doch wieder schön, man glaubt ja nicht, daß man selber erschlagen wird, es wird ja bestimmt die anderen treffen, nicht uns, und wir haben ja auch einen Blizableiter, der führt den Blitz in die Erde, und da tut er nichts mehr. Ob man es trotzdem merkt? Natürlich, was meinst du! Es tracht doch entsehrlich! Ich kriechte enger zu Rosa hin und spüre, daß ihr die Zähne klappern, nicht bloß Marie, die trotz ihrer Nachtjade ganz versteinert und blaß auf der Bettkante sitzt.

„Jesus Gott!“ sagt Rosa immer wieder. „Wenn nur nir passiert! Gut, daß es so regnet, das gießt ja mit Kübel, dann löst es doch gleich . . .“

„Hör, die Kirch läutet!“ sagt Marie.

„Rosa, warum läutet die Kirch, sag?“

„Sei still, dumms Kind, die läuten, daß das Wetter vergeht!“

„Rosa, ich hab so Angst . . .“

„Ach, brauchst kein Angst haben. Es geht schon vorbei. Bleib nur schön da bei mir, es läßt ja schon nach . . .“

Wie lange liegt das zurück. Jetzt bin ich erwachsen und sehr allein in einem großen Hotel. Habe ich etwa wieder Angst? Unsinn. Wie wird der Blitz ausgerechnet ins Hotel schlagen! Der Wald ist so nah, und Rosa hat gesagt, der Blitz schlägt gern in die Bäume. Außerdem hat Rosa gesagt man soll die Fenster zumachen. Zugluft hat der Blitz gern, freilich stidige Räume auch. Ich stehe auf und schließe die Fenster. Es ist nötig, denn die Fensterbank schwimmt schon von Wasser. Der Regen steht in dem Augenblick erst richtig ein, mit rasender Wut peitscht er aufs Dach und stürzt über Beete und Gartenwege hin, wild an Hartes prallend, in die weiche Erde sich wühlend, wie verbißnen in Haß.

Donnerschläge plittern, als seien gigantische Holzfäller an der Arbeit, die ganze Wälder mit einem Hieb zerschlagen.

Soll ich aufstehen? Es ist wahrscheinlich lächerlich. Aber manche Leute ziehen sich an bei Gewitter. Man ist so wehrlos im Bett. Ich höre doch auch die Nachbarn, neben mir, über mir — im Gang draußen wird Licht.

Wenn man nur wüßte, wie es vor sich geht. Ich habe das Gefühl, solange die Lampen brennen, ist alles noch gut. Zwar ist das Zimmer unaufhörlich taghell von den Blitzen erleuchtet, aber das ist kein Licht, auf das man sich verlassen kann, es ist ein teuflisches Licht, das mit der Sonne nichts gemein hat. Rosa hat gesagt, der Blitz züngelt wie eine Schlange an der Wand hinunter und manchmal steht gleich das ganze Haus in Flammen, und manchmal bloß die Treppe, dann springen die Leute aus den Fenstern, es ist nicht so schlimm.

Ich meine ja auch, daß es nicht so schlimm ist. Ich werde nicht aufstehen. Wenn es schlimmer wäre, hätte ich doch Angst. Aber ich habe ja Angst. Das Haus zittert doch, der Erdboden gibt nach von den Schlägen, solch ein Wetter hat noch keiner von uns wohl erlebt.

Es ist ja aber gar nichts in Ordnung. Ich bin doch nicht auf Sterben eingerichtet. Vor ein paar Wochen noch war ich ganz sterbensgeduldig, aber das ist wohl so, wenn du krank bist, rückt die Welt von dir weg, nicht du von der Welt. Jetzt halte ich sie doch wieder, jetzt will ich doch da sein! Ich bin noch nicht fertig, es ist dumm, wenn jetzt der Blitz mich totschlägt. So dumme Sachen geschehen ja nicht.

Alles kommt von der Schläfrigkeit. Ich will weiter schlafen. Rosa hat gleich gesagt, warum soll es gerade uns treffen.

Ich glaube, das halbe Hotel ist auf den Weinen. Türen schlagen, alles läuft über die Gänge. Wie bei einem Fliegerangriff.

Blitz an Blitz, Schlag über Schlag. Nach jedem Blitz einen Vers aus dem Gesangbuch beten, sagte Rosa, dafür ist es gut, daß man sie kann. Was sind dieses Lebens Güter? Eine Hand voller Sand, Kummer der Gemüter. An dieser Stelle hatte ich ein rotes Hauchblatt liegen, und durch das Hauchblatt gesehen war der Kummer der Gemüter purpurrot und schön. Jesus, meine Zuversicht, schon weiß ich nicht weiter. Wenn meine Kräfte brechen, mein Atem geht schwer aus, und kein Wort mehr sprechen,

Herr, nimm mein Seufzen auf! So arg ist es nicht, sagt Rosa, die mir das abhört, manche sterben ganz sanft.

Manche sterben ganz sanft, und ich glaube, es läßt auch schon nach. Es ist am Regen zu merken, der regnet auf einmal viel stiller, er hat Zeit, nachdenklich zu regnen, man hört schon wieder die einzelnen Tropfen aufschlagen.

Es blüht noch ganz kräftig, aber der Donner rollt ab, majestätischer Rückzug, aber doch Rückzug. Ich reiße die Fenster auf, Kühle strömt ein, Duft einer ganzen Welt, die gleich mir erhalten geblieben ist und morgen sein wird wie heute.

Unten im Tal bimmelt beschwörend ein Glöckchen.

Warum läutet die Kirch?

Sei still, dumms Kind, die läuten, daß das Wetter vergeht.

Altösterreichisches.

Mitgeteilt von Florian Kienzl.

Als sich Saphir, der böse Satiriker des Wiener Vormärz, vorübergehend in München aufhielt, lud ihn Ludwig I. von Bayern zu einer literarischen Hofgesellschaft. Des Königs partizipienreiche Pyril — schon damals eine Quelle reiner Freude — sollte er kennen lernen und, auf Seiner Majestät ausdrücklichen Wunsch, freimütig beurteilen. Saphir war nun gewiß kein stichfester Charakter, aber es suchte ihn einmal, „Rannesstolz vor Fürstenthronen“ zu zeigen, und so gab er ziemlich deutlich zu erkennen, daß er den wittelsbachischen Pegasus für die jämmerlichste aller Rosinanten halte. Noch am selben Abend sah der Verwegene im Arrest . . .

Aber nach drei Tagen ward er wieder zu Hof befohlen. Der König empfing ihn mit überschwänglicher Herzlichkeit, versicherte ihm seines ganz besonderen Wohlwollens und erklärte den unliebsamen Vorfall als ein Mißverständnis. Und wieder kam ein Manuscript zum Vorschein. Saphir lauschte ergeben. Dann, als Ludwig geendet und seine Augen erwartungsvoll am Munde seines Gegenübers hingen, erhob sich Saphir mit stoischer Miene: „Majestät, lassen Sie mich verhaften!“

Anton Bruckner während einer Orchesterprobe. „Aber meine Lieben! Pianissimo!“ Leiser rauschten die Geigen. Nochmals klopfte er ab. „Meine Herren, verstehen Sie nicht?! Pianissimo!“ Die Geigen waren kaum noch zu hören. Er aber tobte los: „Himmelskrazitäten! Pianissimo!“ Jetzt wurden auch die Musiker wütend, ließen einfach die Bogen sinken. Bruckner, den Kopf himmelwärts gesandt, merkte es nicht, dirigierte weiter. Und es verklärte sich sein Gesicht. „So war's schön — wundervoll!“

Rudolf v. Alt, der „Wiener Menzel“, besuchte fast neunzigjährig eine Kunstausstellung, in der er mit seinen letzten Werken vertreten war. „Ah, da schaut's her!“, rief er, als er seine Bilder just neben den allermodernsten fand. „Jetzt haben's mich unter die Pointillisten g'hängt! Das hab' ich davon, weil ich in der letzten Zeit immer so zitter' beim Malen!“

Robert Hamerling, der in Graz ein Einsiedlerleben führte, fühlte sich einmal genötigt, aus seiner Reserve herauszutreten. Ein ihm bekannter junger Poet, der noch das Gymnasium besuchte, hatte seine Verse drucken lassen und sollte, weil es Schülern verboten war, ihre Geistesprodukte zu veröffentlichen, entlassen werden. Hamerling nahm sich seiner an, wurde beim Gymnasialdirektor vorstellig. Der aber blieb hartnäckig. Endlich wies Hamerling auf den sehr seltsamen Widerspruch, daß sein Schöpling so hart bestraft werden sollte, während ein Mitschüler von ihm ohne Einspruch der Schulbehörde seine Klavierkompositionen veröffentlichen durfte. „Aber ich bitt' Sie!“, erwiderte der biedere Schulmann. „Der hat ja keine geistigen Produkte veröffentlicht, der hat ja bloß Noten g'schrieben!“ — Der Notenschreiber war Felix Weingartner . . .

Aphorismen.

Von Fred. L. Dunbar v. Kallreuth.

Obgleich die Dummheit nicht schön ist, darf man daraus nicht etwa schließen, daß schöne Menschen auch immer kluge sind.

Allzu viele Freundschaften pflegen, wie schwüle Sommertage, in Gewitter umzuschlagen.

Neunundneunzig göttliche Eigenschaften enthält für den Araber der Name „Allah“. Für den Germanen ist der Begriff Gott und gut identisch.

Gewohnheit verleidet jeden Genuß, aber mißbert jedes Veld.